



Dossier

# Fortschritt oder Rolle(n) rückwärts?

Die Zeiten ändern sich. Im *Luxemburger Wort* stehen die Uhren nicht still. Die Einstellung des vormaligen „Bistumsblatts“ zur Genderfrage scheint sich ebenfalls grundlegend gewandelt zu haben. Als „Chefredactrice fir een Dag“ drückte die neue Direktorin des Centre culturel de rencontre Abbaye de Neumünster, Ainhoa Achutegui, der Ausgabe des 8. März ihren Stempel auf. Im Leitartikel fordert sie, dass „jeder Tag ein Weltfrauentag sein [sollte], und Frauen wie Männer sich als Feministinnen und Feministen begreifen [sollten], die sich für ein würdevolles und auf allen Ebenen gleichberechtigtes Miteinander einsetzen“. Die von Achutegui redaktionell betreuten Artikel beschäftigten sich unter anderem mit der prekären Lage der zumeist weiblichen Reinigungskräfte in Luxemburg, dem Adoptionsrecht für gleichgeschlechtliche Paare, dem Einfluss der Spielzeugindustrie auf Geschlechterrollen, Quoten als Mittel zum Zweck oder „Frauen-Netzwerke als Karrierehilfe und Förderer eines Mentalitätswandel“. Dieser letzte Beitrag war sogar doppelseitig, an prominenter Stelle (S. 2-3) abgedruckt und mit einem Foto von vier Karrierefrauen am Konferenztisch bebildert. Dass die LeserInnen der traditionsreichen Tageszeitung diesem „Mentalitätswandel“ nicht unbedingt positiv gegenüberstehen, zeigt ein Leserbrief, der eine Woche später – mit genau demselben „Shutterstock“-Foto der Businessfrauen – veröffentlicht wurde. Vielleicht sollte die Bildwahl nur als Verweis auf den ursprünglichen Artikel dienen; sie wirkt jedoch (un)gewollt

ironisch. Zudem lautet der Titel, unter dem die kommerzielle Bilderdatenbank Shutterstock das Photo verkauft, „Female

---

**Die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern und Geschlechterbilder sind einem stetigen Wandel unterlegen. Historische Forschung und Sozialstudien beweisen das zur Genüge.**

---

business team of four working together to achieve good results“.

Die „guten Resultate“, die Frauen erlangen sollen, könnten jedoch nicht unterschiedlicher sein – und scheinen vor allem nicht miteinander vereinbar. Marie-Andrée Faber-Schanen, Mitglied des Vorstands der „Oeuvre pour la Protection de la Vie naissante“ preist in ihrem Leserbrief „das Weiterschenken und Bewahren des Lebens, in einer harmonischen Ehe von Mann und Frau“ als „das Schönste im Leben einer Frau und ihre eigentliche Bestimmung“. Früher sei dies normal gewesen, und die Hausfrauen ihrer Nachbarschaft schienen „ausgeglichen und fröhlich“, trotz der Vormundschaft durch den Ehemann, den Zwang, nach der Heirat den Beruf beim Staat oder der Arbeit aufzugeben, und der Unmöglichkeit einer Scheidung. Dies sei eine „theoretisch rechtlose Situation“, die aber der Ausgeglichenheit und Fröhlichkeit der Frauen, die eine gute Beziehung führten, keinen Abbruch tat. Die

erlangten Rechte hingegen würden einen hohen Preis fordern: Viele Frauen wären heute „durch ihre finanzielle Situation gezwungen, unter schwerer Doppelbelastung, mitzuverdienen“ und könnten es sich nicht leisten, ihre Kinder selbst in den ersten Lebensjahren zu erziehen.

Die Schuld daran gibt die Schreiberin implizit der Frauenbewegung, ohne zu wissen, dass sie im Prinzip genau die gleiche Forderung stellt wie diese: die Möglichkeit frei zu wählen, ob man (oder frau) Elternzeit nehmen möchte, ohne berufliche Nachteile und mit finanzieller Unterstützung des Staates, oder aber den Beruf weiterhin ausüben möchte mit Rückgriff auf ein gut ausgebautes, qualitativ hochwertiges Angebot an Kindertagesstätten. Die FrauenrechtlerInnen gehen sogar einen Schritt weiter und verlangen die Reduzierung der gesetzlichen Arbeitszeit auf 35 Wochenstunden, damit auch berufstätige Mütter und Väter mehr Zeit für ihre Familie und Privatleben hätten.

Des Pudels Kern für den oben geforderten oder angeprangerten Mentalitätswandel ist denn auch die Einbeziehung der Väter im „Weiterschenken und Bewahren des Lebens“ und das nicht nur in hetero-, sondern auch in homosexuellen Partnerschaften. Dass Faber-Schanen „das Schönste im Leben“ heterosexuellen Frauen vorbehält, hängt damit zusammen, dass sie einen klaren, nicht nur biologischen, sondern auch psychologischen Wesensunterschied zwischen Männern und Frauen macht. Genau

diesen Unterschied weist Achetegui in ihrem Editorial zurück: „solange wir meinen zu wissen, dass Frauen und Männer von Grund auf ‚anders‘ sind (Frauen von Venus, Männer von Mars), ist keinem der Geschlechter geholfen“. Die Unterschiede zwischen Frauen und Männern, auf die dieses Dossier den Blick lenkt, sind nicht die naturgegebenen – wobei auch z. B. Brustform und Bartwuchs nicht eindeutig männlich oder weiblich sind –, sondern die Konsequenzen, die sich daraus ergeben. „On ne naît pas femme, on le devient“, das Diktum von Simone de Beauvoir hat nichts an Scharfsinn verloren.

Die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern und Geschlechterbilder sind einem stetigen Wandel unterlegen. Historische Forschung und Sozialstudien beweisen das zur Genüge. Ob dieser Wandel immer einen Fortschritt bedeutet, steht jedoch auf einem anderen Blatt. Die rechtliche Durchsetzung der Gleichheit von Männern und Frauen (2006 in der Luxemburger Verfassung verankert) mag als Erfolg verbucht werden. Parallel dazu ist jedoch ein Wandel oder schleichender Abbau des Sozialstaats zu beobachten, der Frauen wie Männer verstärkt auf den Arbeitsmarkt zu immer flexibleren Bedingungen drängt. Seit 1997 ist die „Verbesserung“ der Erwerbstätigkeit der Frauen eine Priorität der Europäischen Beschäftigungsstrategie der EU. Das gleiche Ziel verfolgt auch die Lissabonner Strategie. Das Luxemburger Ministerium für Frauenförderung (später Chancengleichheit) gibt nicht zufällig seit 1997 alle zwei Jahre einen Bericht über „Les femmes et les hommes sur le marché de l’emploi“ in Auftrag.

Der Neoliberalismus bedient sich des Gleichheitsgedankens, um aus Menschen emsige Arbeitsbienen zu machen, die zu sehr mit Geldverdienen und -ausgeben beschäftigt sind, um politische Entscheidungen zu hinterfragen. So lautet der Vorwurf, der in den Erfahrungsberichten von Kyra Fischbach und Gary Diederich mitschwingt, die sich (nicht nur) als Eltern eine Auszeit gönnen und das Hamsterrad von außen kritisch betrachten. Anderen Autorinnen geht es nicht darum, das System in Frage zu stellen, sondern zu untersuchen, inwiefern Frauen

es mitgestalten (können). So die Artikel von Doris de Paoli über finanzielle Kompetenzen, Christa Brömmel über Quoten und Jeannette Muller über Frauen in der Betriebsführung von handwerklichen Unternehmen.

In redaktionsinternen Diskussionen stellte Stephanie Majerus einen Generationsunterschied zwischen den verschiedenen AutorInnen und BetreuerInnen dieses Dossiers fest: Von der einen Seite wird die Vereinbarkeit von Karriere und Kindern gefordert und unterstrichen, dass Frauen immer noch benachteiligt werden; die andere Seite widersetzt sich einem Erwerbsimperativ ganz allgemein.

Interessanterweise scheinen sich beide „Generationen“ einer gewissen Nostalgie hinzugeben, die sich entweder auf die politische Kampf Stimmung der 1970er bezieht – und dabei die heutige Entpolitisierung beklagt – oder aber eine zeitlich unbestimmte Vergangenheit verklärt, wo soziale Netzwerke nicht nur virtuell funktionierten. Obschon die Unterschiede zwischen Männern und Frauen bei diesem

letzten genannten Punkt verschwinden (Ausbeutung und Konsumsucht betrifft jeden Menschen), zeigen die Beiträge von Alexander Kries und Enrica Pianaro eindringlich, wie widersprüchlich gesellschaftliche Erwartungen sind, die an Männer wie Frauen herangetragen werden. Obschon, wie Colette Kutten aufzeigt, im Schulbereich zunehmend versucht wird, alte Rollenbilder in Frage zu stellen, so ist die Tragweite dieses Wandels von dem jeweiligen Lehrpersonal und dessen Verankerung in traditionellen Verhaltensmustern abhängig. Das gleiche gilt natürlich für Genderrollen im Film und Theater: sie können Stereotype reproduzieren oder aber aufbrechen. Spannend wird es hier dann, wenn Frauenrollen von Männern besetzt werden oder umgekehrt – wie Viviane Thill am Beispiel des Films untersucht und Sophie Langevin und Jules Werner aus ihrer Schauspielerpraxis berichten. Am Ende bleibt die Frage, ob Klischees nicht doch so süßlich klebrig sind wie die Petits Fours auf dem Coverbild und mit ihnen schwer zu brechen ist.

Sonja Kmec

